

---

# »Unser« Heim für die Älteren

## 25 Jahre Lothar-Christmann-Haus in Stuttgart-Hoffeld

In früheren Zeiten waren ältere Menschen gewöhnlich in der Großfamilie untergebracht und wurden von ihr versorgt. Mit der Wandlung der sozialen Strukturen und der Entstehung von Kleinfamilien, bei denen die Ehepartner oft beide einer Berufstätigkeit nachgingen, ergab sich die Notwendigkeit der Unterbringung älterer Familienangehöriger in besonderen Heimen. Schon vor über einem halben Jahrhundert haben sich auch die Tempelgemeinden dieser Frage angenommen und Alteneinrichtungen geschaffen (erstmalig in Sarona 1930). Daß diese Aufgabe seither nicht vernachlässigt worden ist, zeigt das Beispiel des Alten- und Pflegeheims TABULAM in der Tempelgemeinde Bayswater-Boronia in Australien.

Für die zahlenmäßig kleine Tempelgemeinde in Deutschland, die in der Nachkriegszeit durch die Abwanderung vieler Templerfamilien nach Australien entstanden war, gab es keine Möglichkeit, für ihre Mitglieder ein Altenheim im Stil des TABULAM zu errichten. Man beschloß deshalb, sich am Bau einer größeren Alteneinrichtung eines anderen Trägers finanziell zu beteiligen. So kam vor 25 Jahren ein Vertrag mit dem Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverband zustande, der ein Nutzungsrecht für die Stuttgarter Tempelgemeinde von zehn Wohnplätzen vorsieht.

1976 wurde das »Lothar-Christmann-Haus« in Stuttgart-Hoffeld seiner Bestimmung übergeben, und von Anfang an bildete sich eine kleine Hausgemeinschaft der dort eingezogenen Templer, die sich trotz des unumgänglichen Wechsels in ihrer Zusammensetzung bis heute erhalten hat. Siehe auch Bericht im »Treffpunkt«-Teil

# Unsere Stimme muß hörbarer werden

## Neujahrsgrüße des Tempelvorstehers

Ein Jahr großer weltpolitischer Ereignisse ist zu Ende gegangen. Was die Menschen an diesem Jahreswechsel vor allem bewegt, ist Angst und Unsicherheit vor zunehmender Gewalttätigkeit und Terrorbereitschaft. Die schrecklichen Gewalttaten in Amerika und in Israel geben zu großer Sorge Anlaß. Wie wird es weitergehen? Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens haben nach den Terroranschlägen von New York und Washington geäußert, die Welt sei nicht mehr die, die sie gewesen ist. Ich finde, daß diese Feststellung nicht ganz stimmt. Nach meinem Empfinden ist die Welt leider immer noch die, die sie gewesen ist. Denn Haß, Gewalt und Totschlag sind nichts Neues. Seit dem Brudermord des Kain ziehen sie sich durch die Geschichte der Menschheit hindurch. Auch die hohe Zahl von Verlusten an Menschenleben ist so neu nicht, denken wir nur an die unzähligen Toten der Weltkriege und der Massenvernichtungen in Konzentrationslagern.

Ich denke, daß zur Überwindung von Haß und Gewalt vor allem die großen Religionen aufgerufen sind, deren Lehre von der Erkenntnis getragen ist, daß alle Menschen in gleicher Weise Gottes Geschöpfe sind und die Erde zu gemeinsamer Verwaltung anvertraut erhalten haben. Die Religionen sind ihrer Aufgabe in der Vergangenheit nicht in ausreichender Weise nachgekommen, vielfach haben bis in die Gegenwart hinein viele Konflikte religiöse Ursachen. Deshalb kann eine Religion nur dann zukunftsweisend sein, wenn sie jeglichem Fanatismus, jeglicher Ausgrenzung und jeglicher Intoleranz abschwört. Das gilt nicht nur für die Islamisten, auch der Standpunkt so mancher Christen muß aufgegeben werden, daß göttliche Offenbarung nur im Christentum zu finden sei. Freies Christentum, zu dem sich auch die Tempelgemeinden zählen, hat sich diesem Ziel verschrieben. Toleranz und Verständnisbereitschaft anderen gegenüber muß Kennzeichen und Inhalt unserer Gemeindegemeinschaft auch im anbrechenden Jahr sein.

Was das Leben unserer Tempelgemeinden sowohl in Australien wie in Deutschland im vergangenen Jahr in besonderem Maß erfüllt hat, waren – neben dem personellen Wechsel in einigen Führungsämtern der TG – Veränderungen an den Gemeindehäusern. In Stuttgart sind die Erweiterungen und Umgestaltungen zu einem vorläufigen Abschluß gekommen, in Bayswater stehen sie in der letzten Phase ihrer Vorbereitungen. Viel Geduld und Energie mußte in die Erreichung eines jeweiligen Mehrheitsbeschlusses eingebracht werden. Wenn es in solchen Fragen Meinungsverschiedenheiten in Konzeption und Ausführung gibt, werte ich dies als positives Zeichen, weil es zeigt, daß viele an dem Prozeß der Entscheidungsfindung kreativ mitgewirkt haben. Das, was manche als störend empfinden, daß immer wieder neue Argumente und Gesichtspunkte auf den Tisch kom-

men, ist im Grunde äußerst hilfreich: es verhilft dazu, daß nichts Wichtiges in den Überlegungen vergessen wird. Daß nicht jeder Vorschlag in die letztendliche Entscheidung miteinbezogen werden kann, muß akzeptiert werden. Von solchem »übergeordneten Konsens« lebt jede echte Gemeinschaft (ich verweise dazu auf meinen Beitrag in »Warte« Oktober 2000 »Zu einem Konsens gelangen«).

Es drängt mich, zu den Neu- und Umgestaltungsmaßnahmen unserer Gemeindehäuser noch etwas zu bemerken. Den Planungsgesprächen der jeweiligen Entscheidungsgremien war zu entnehmen, daß große Hoffnungen daran geknüpft werden, daß diese Baumaßnahmen zu einer Belebung des Gemeinschaftslebens führen. Dazu möchte ich sagen, daß der Um- oder Neubau für sich allein noch nichts bewirken kann. So wie Säge und Feile erst dann einen Sinn haben, wenn der Plan und der Einfallsreichtum eines Handwerkers hinzukommt und mit ihrer Hilfe einen Gebrauchsgegenstand entstehen läßt, kann ein Gemeindehaus erst dann zu neuem Leben führen, wenn richtiger Gebrauch davon gemacht wird und echter Gemeinschaftsgeist seine Räume erfüllt. Wir dürfen uns glücklich schätzen, solche Gemeindehäuser zu besitzen. Sie müssen auch weiterhin ihre Aufgabe als Orte der Begegnung erfüllen.

Erfreulich ist, daß sowohl in den australischen Gemeinden wie auch in Stuttgart zunehmend an einer »Öffnung nach außen« gearbeitet wird. Die Tempelgemeinden müssen endlich ihre situationsbedingte Isolierung und Abkapselung von einst aufgeben und mehr als bisher nach außen wirken. Das heißt nicht, daß die »Arbeit im Inneren« nicht mehr so wichtig ist; im Gegenteil: eine Wirkung in der Nachbarschaft oder größeren Öffentlichkeit können wir nur erzielen, wenn wir »im Inneren«, also im Mitgliederkreis, gefestigt und geschlossen sind. Dazu sollen vor allem auch unsere religiösen Seminarveranstaltungen beitragen.

Ich bin der Ansicht, daß wir mit unseren Gemeinden und unserer religiösen Grundhaltung durchaus Werte nach außen vermitteln können. Viele Zuschriften und Äußerungen Außenstehender, die nicht Mitglieder bei uns sind, bestätigen dies. Unser Selbstbewußtsein kann durchaus noch wachsen. Wenn das Echo auf so manches Veranstaltungsangebot für Außenstehende bisher nicht so groß war wie erwartet, dürfen wir deshalb nicht aufgeben. Vielleicht sind unsere Gemeinden und ihr Anliegen in unserem unmittelbaren Umkreis bisher noch nicht hinreichend bekannt und es ist unsere Aufgabe, in Zeitschriften und anderen Veröffentlichungen mehr und öfter über uns zu berichten. Vielleicht haben wir auch noch nicht die richtigen Themen ausgesucht, mit denen wir auf Interesse stoßen. Jedenfalls möchte ich festhalten, daß unsere »public relations«, unsere Beziehungen nach außen, wichtig für uns sind. Unsere Stimme muß hörbarer werden.

Mit diesen Gedanken grüße ich alle Mitglieder und Freunde des Tempels nah und fern zum neuen Jahr und wünsche ihnen Gottes Segen. Peter Lange

# Die Weisen aus dem Morgenland

Zum Drei-Königs-Tag am 6. Januar • Otto Hammer

Die Geschichte von den Weisen aus dem Morgenland, die dem Stern folgen, um dem »neugeborenen König der Juden« zu huldigen, ist ein Teil der Kindheitsgeschichten Jesu. Matthäus hat sie uns in seinem Evangelium überliefert. Für Paulus, der seine Briefe in den Jahren 50 bis 55 schrieb, war die Kindheit Jesu noch uninteressant. Auch Markus, der sein Evangelium um das Jahr 70 verfaßte, weiß darüber noch nichts zu berichten. Doch mit dem wachsenden zeitlichen Abstand zum Leben und Tod Jesu wurde für die Christen, die zunehmend gar nicht mehr aus dem Judentum, sondern aus dem hellenistischen Heidentum kamen, die Person Jesu immer interessanter. Das Matthäusevangelium, das zwischen 80 und 90 geschrieben wurde, und das Lukasevangelium, das um 90 entstand, gehen auf dieses Bedürfnis ein. Sie stellen ihren Evangelien Kindheitsgeschichten voran, in denen sich ihr jeweiliges Jesusverständnis spiegelt. Diese Kindheitsgeschichten berichten nicht über historische Ereignisse und Vorgänge. Sie erheben auch nicht den Anspruch, geschichtliche Tatsachenberichte oder Vorgangsprotokolle zu sein. Ihr Ziel ist es, das was geschehen ist, zu deuten und die Wahrheit hinter den äußeren Erscheinungen darzustellen.

Diese Weisen, die bei Matthäus als erste das Neugeborene in Bethlehem besuchen, sind Gelehrte und Sterndeu-

ter. Im griechischen Originaltext werden sie als »Magier« bezeichnet. Die Bezeichnung »Könige« und die Dreierzahl, wie auch ihre Namen sind im Evangelium nicht genannt. Diese Angaben stammen aus Legenden, die erst in späteren Jahrhunderten entstanden sind.

Bei Lukas sind es »die Hirten auf dem Felde«, die Vertreter einer jüdischen Unterschicht, die zuerst zu Jesus kommen. Die Hirten werden von Engeln geschickt und suchen den Heiland. Die Magier dagegen werden von einem Stern geleitet und fragen bei Herodes nach dem »König der Juden«, dessen Geburt ihnen der Stern verkündet hatte. Und Herodes wußte sofort, wer da gemeint war. Er fragt die herbeigerufenen Hohepriester und Schriftgelehrten, wo der Messias zur Welt kommen werde. In Bethlehem in Judäa, ist die Antwort, so wie es der Prophet Micha prophezeit hatte.

Die Weisen aus dem Morgenland huldigen dem Neugeborenen, wie es einem König zusteht. Sie bringen ihm ihre Geschenke: Gold, das königliche Metall, und Weihrauch, den Duft der Gottnähe, und Myrrhe, das Harz, das den Tod und die Vergänglichkeit überwindet.

Wir sehen, die Geschichte steckt voller Symbolik. Der Stern, der die Magier zu dem Kind führt, kündigt ein kosmisches Ereignis an, das für die ganze Welt von Bedeutung ist. Für die Dama-

ligen gab es im Zusammenhang mit der Geburt oder dem Tode großer und für die Welt wichtiger Menschen schon immer astronomische Erscheinungen, so das Aufleuchten eines Sterns oder die Verfinsterung der Sonne.

Die Weisen aus dem Morgenland sind Gelehrte, Vertreter einer heidnischen Oberschicht. Sie huldigen dem Kind. Die Vertreter des Judentums dagegen, Herodes und mit ihm ganz Jerusalem, erschrecken. Matthäus stellt hier die Heiden, die die neue Botschaft annehmen, den Juden gegenüber, die das Umdenken müssen, die Neuorientierung des Lebens, fürchten und im Althergekommenen verharren wollen. Es ist eine Vorwegnahme des späteren Geschehens in der Zeit Jesu und bei der Ausbreitung des Christentums.

Das eigentlich Bedeutende der Geschichte ist: die Weisen suchen den »König der Juden«. Das ist die Bezeichnung der Nichtjuden für den Messias. Dieser Titel überspannt für Matthäus

das ganze Leben Jesu, von der Geburt bis zum Tode. Wir finden die Bezeichnung wieder in der Inschrift am Kreuz: Jesus Nazarenus Rex Judaeorum, Jesus aus Nazareth, König der Juden. Der Messias ist nach dem jüdischen Verständnis ein Mensch wie du und ich, der in ganz besonderer Weise Gott nahesteht und in seinem Auftrag handelt. In der Erfüllung dieser Aufgaben ist er nach altmesopotamischer Königsauffassung von Gott als sein Sohn angenommen.

In den Weissagungen der Propheten ist der Messias, griechisch: der Christus, das Zeichen für das Werden des Gottesreiches in dieser Welt. Der Prophet Jesaja sagt in Jes 11: Auf ihm ruht der Geist Gottes, und er ist das Zeichen für die Völker, daß diese Welt von Gott, ihrem Schöpfer, auf dem Weg zu seiner Gerechtigkeit hin geleitet und geführt wird. Die Gerechtigkeit Gottes aber ist, als Ziel dieser Welt, der absolute Friede, der aus der Liebe kommt.

## Ehrung für einen verdienten Tempel

### Richard Hoffmanns Beitrag für das heutige Australien

Vor 100 Jahren schlossen sich auf dem australischen Kontinent die bestehenden Staaten zu einem Bundesstaat, dem Commonwealth of Australia, zusammen. Dem Gedenken an dieses bedeutende Ereignis in der Geschichte des Landes galten 2001 viele landesweiten Veranstaltungen. Eine davon war die Ausstellung »Peoplescape«, die vom 25. November bis 4. Dezember auf

dem Freigelände vor dem Parlamentsgebäude in Canberra gezeigt wurde. Auf den weiten Rasenflächen des Sitzes der Bundesregierung waren Tausende lebensgroßer silhouettenförmiger menschlicher Figuren aufgestellt, die bestimmte Personen symbolisieren sollten. Die australische Öffentlichkeit war zuvor eingeladen worden, bedeutende Persönlichkeiten zu benennen,

die in ihrer Tätigkeit und ihrem Lebenswerk einen Beitrag zum heutigen Leben Australiens geleistet haben. Damit wollten die Initiatoren zum Ausdruck bringen, daß es dem Wirken und Einsatz vieler Menschen bedurfte, um das öffentliche Leben zu dem werden zu lassen, was es heute ist. Wenn man weiß, aus wievielen verschiedenen Herkunftsländern sich die heutige australische Gesellschaft zusammensetzt, ist es fast wie ein Wunder, daß sich alle gleichermaßen »als Australier« fühlen. Eine der Einladungen war auch an die Temple Society Australia ergangen, die dann den früheren Tempelvorsteher und langjährigen Gebietsleiter Dr. Richard Hoffmann (1908-1993) benannt und als Ausstellungsfigur gestaltet hat.

Mit der Ausstellung verbunden war eine Dokumentation über die benannten Persönlichkeiten, die auch unter »www.peoplescape.com.au« im Internet nachgelesen werden kann. Diese Schilderungen handeln vom Mut, von der Beharrlichkeit, der Großzügigkeit und dem Erneuerungsstreben der Einzelnen und zeichnen sich oft durch Humor und auch Respektlosigkeit vor Althergebrachtem aus. Die Begleitbeschreibung der TSA lautet wie folgt:

»Dr. Richard Otto Hoffmann war vom Gründungsjahr 1950 an bis 1977 erster gewählter Gebietsleiter der Tempelgesellschaft in Australien und ab 1970 bis zu seiner Pensionierung 1988 Gesamtvorsteher der Tempelgebiete Deutschland und Australien. Sein Leben war untrennbar verknüpft mit der Entste-

hung und der Fortentwicklung der Tempelgesellschaft in Australien. Sein unermüdlicher Einsatz und sein umsichtiger Führungsstil brachten viele Ergebnisse zustande wie z.B.: Bildung einer Organisation, die den religiösen, sozialen und allgemeinen Bedürfnissen der Mitglieder gerecht wurde; enges Zusammenwirken mit dem Gebiet Deutschland; nach komplizierten und langwierigen Verhandlungen Erzielung einer Entschädigung für Templerbesitz, der während des Zweiten Weltkriegs in Palästina beschlagnahmt worden war; geistliche und seelsorgerliche Betreuung von Mitgliedern und Freunden; Herausgabe des Monatsblattes »Templer Record« und Verbreitung von Schrifttum und Tempelgedanken; Planung und Errichtung erster Stufen von Altersversorgung für Mitglieder.«

Warum ist diese Person für uns so wichtig? wird anschließend gefragt. In der Antwort heißt es: »Das Werk der Tempelgesellschaft im Heiligen Land, das die Herstellung des Reiches Gottes in Gestalt christlicher Gemeinden zum Ziel hatte, ist als eine Folge des Zweiten Weltkriegs untergegangen. Hoffmann, ein ausgebildeter Jurist, hat eine möglicherweise einträgliche Berufslaufbahn in Deutschland aufgegeben und der Erhaltung der Tempelgesellschaft und dem Neuaufbau in Australien oberste Priorität vor persönlichen Zielen eingeräumt. Wir haben große Achtung vor dieser Selbstverpflichtung und stufen sie hoch ein. Bescheiden in seiner Art, höflich und hilfsbereit war er zum Dreh-

und Angelpunkt geworden, um den sich der Aufbau der Tempelgesellschaft in Australien vollzog. So leistete er einen wertvollen Beitrag für das gesellschaftliche Leben Australiens. Die Templer zeigten als herausragendes Beispiel ein selbständiges Gemeindeleben und eine gute Altersversorgung für deutsche Einwanderer. Hoffmanns Vermächtnis für

heutige und zukünftige Templer in Australien ist es, danach zu streben, bessere Menschen zu werden und zu einer besseren Lebensqualität in unserer Welt beizutragen, indem sie ein tätiges Christentum verwirklichen im Vertrauen auf Gott und in Mitgefühl für ihre Mitmenschen.«

Aus »Templer Record«, Dez. 2001

## Dschihad

### Kennt der Koran einen »heiligen« Krieg?

Immer wieder ist es der Begriff »Dschihad« (Gihad), der von Gruppierungen im Nahen Osten als Pathosformel verwendet wird, um dem eigenen Kampf eine höhere Weihe zu verleihen. Der vieldeutige, oft mißverständene Begriff Dschihad (»Anstrengung, Abmühen, Einsatz«), der nicht erst durch Osama Bin Laden für terroristische Zwecke mißbraucht wurde, findet sich in frühen mekkanischen Korantexten, in denen Krieg noch kein Thema war: »Gehorche nun nicht den Ungläubigen, sondern setze dich damit (das heißt mit dem Koran) mit großem Einsatz (Dschihad) auseinander« (25,52). Der Wortstamm g-h-d verweist auf einen entschlossenen geistigen, gesellschaftlichen Einsatz.

In Medina steht der Gedanke der Opferung des eigenen Vermögens und Lebens für Gott im Mittelpunkt. Jenen, die sich mit ihrem Leben und Besitz für Gott einsetzen, wird das Paradies verheißen. Darin liegen auch die Wurzeln des Märtyrergedankens, die in den ge-

genwärtigen Selbstmordattentaten pervertiert werden. Klar ist die Aussage des Korans zur Unverletzlichkeit des menschlichen Lebens: »Wenn einer jemanden tötet (...), soll es so sein, als ob er alle Menschen getötet hätte. Und wenn einer jemanden am Leben erhält, soll es so sein, als ob er alle Menschen am Leben erhalten hätte« (5,32).

Dschihad bedeutet weder »Krieg führen« noch »töten«. Dies drücken die Begriffe Qital und Harb aus. Die Rechtsbücher formulieren stark einschränkende Regeln: Ein Krieg darf nur gegen Angreifer geführt werden, dient Verteidigung und Schutz. Ein kämpfender Muslim darf seine kriegerischen Aktionen nicht übertreiben, niemals aus Rache töten. Kriege dürfen nur »für die Sache Gottes« geführt werden, niemals aus materiellen Gründen. Sie müssen sofort beendet werden, wenn sich der Angreifer zurückzieht (2,190-193). Es widerspricht dem Verständnis des Korans, Dschihad als »heiligen«

Krieg zu verstehen. Auch Qital und Harb ist nicht »heilig«. Aus islamischer Sicht ist kein Krieg jemals »heilig«. Aus: »Nur für die Sache Gottes – Krieg

und Frieden im Islam« des Jenaer Religionswissenschaftlers und Islamkenners Prof. Dr. Udo Tworuschka in: »Zeitzeichen«, November 2001

## BIBELTEXT DES MONATS

### Werden wie die Urgemeinde?

»Sie alle widmeten sich eifrig dem, was für sie als Gemeinde wichtig war: Sie ließen sich von den Aposteln unterweisen, sie hielten in gegenseitiger Liebe zusammen, sie feierten das Mahl des Herrn, und sie beteten gemeinsam.

Durch die Apostel geschahen viele staunenswerte Wundertaten, und alle in Jerusalem spürten, daß hier wirklich Gott am Werk war.

Alle, die zum Glauben gekommen waren, bildeten eine enge Gemeinschaft und taten ihren ganzen Besitz zusammen. Von Fall zu Fall verkauften sie Grundstücke und Wertgegenstände und verteilten den Erlös unter die Bedürftigen in der Gemeinde.

Tag für Tag versammelten sie sich einmütig im Tempel, und in ihren Häusern hielten sie das Mahl des Herrn und aßen gemeinsam, mit jubelnder Freude und reinem Herzen. Sie priesen Gott und wurden vom ganzen Volk geachtet.

Der Herr aber führte ihnen jeden Tag weitere Menschen zu, die gerettet werden sollten.« (Apostelgesch. 2, 42-47, Übersetzung »Gute Nachricht«)

Christoph Hoffmann hat in seiner theologischen Zielsetzung stets die erste christliche Gemeinde im Blickfeld gehabt. Heißt das, daß wir Templer so werden sollen wie die Urgemeinde? Sicherlich nicht. Wir können das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen – und wir sollen es auch nicht. Aber die Beschäftigung mit dem, was die ersten Gemeinden nach dem Tod Jesu beseelt hat, bringt uns näher heran an die Quelle des Glaubens und auf den Grund dessen, worauf es Jesus ankam.

Können wir von unserer heutigen Gemeinde Ähnliches sagen wie die Apostelgeschichte? Halten wir in gegenseitiger Liebe zusammen? Versammeln wir uns einmütig im Tempel? Halten wir unser gemeinsames Mahl mit Freude und Dankbarkeit? Werden wir von anderen geachtet?

Ich denke, daß trotz mancher Anerkennung, die uns in der Gemeinde von Außenstehenden zuteil wird, uns noch manches fehlt, was im Sinne Jesu wäre. Und ihm nachzufolgen, haben wir doch auf unsere Fahne geschrieben, oder etwa nicht?

Peter Lange